

Mit etwas Distanz können wir zusammenfassen, dass die Existenzweisen technischer Objekte sich in den mathematisch und symbolisch strukturierten Transformationsräumen entfalten, die in der Form von reziprok formulierten Entsprechungsverhältnissen (mathematischen Gleichungen) aufgespannt werden können. Solche Transformationsräume gelten uns nach herkömmlichem Denken – das heisst ohne einen generischen Begriff von Medialität, wir wir abschliessend argumentieren wollen – als abstrakte Räume von strikter Gleichwertigkeit. Doch die Integrationskraft von solchen Teil-Ganzheits-Verbänden variiert nicht nur kontinuierlich auf einer homogenen Skala, wie Simondon darlegt (und wie Baudrillard missversteht). Sondern es gilt die Varietäten in den Blick zu nehmen, die sich in ihrer Integrationskraft in keiner kontinuierlichen, graduellen Weise von einander unterscheiden sondern auf diskrete Weise, das heisst *der Individualität wie auch der Art* nach. Ein Medienbegriff der generalisierend vorgeht, also typologische Arten voraussetzen muss bevor er angewandt werden kann, muss deshalb von vornherein als limitiert gelten um jenes so dringende, von Simondon früh herausgestellte allgemeine Desiderat ernst zu nehmen: dass nämlich die Existenzweisen technischer Objekte (was alles auch immer man als technisches Objekt oder Artefakt zu charakterisieren bereit sein mag) zum Gegenstand philosophischer Erörterung werden müssten. Ein Begriff von Medialität der adquater ausgestattet wäre für dieses Anliegen müsste selbst so verfasst sein wie jene Existenzweisen technischer Objekte. Ein solcher Begriff von Medialität müsste sich wie die technischen Objekte auch in den mathematisch und symbolisch strukturierten Transformationsräumen entfalten, die in der Form von reziprok formulierten Entsprechungsverhältnissen (mathematischen Gleichungen) aufgespannt werden. Die Coda zu dieser Arbeit sucht nun einen solchen Begriff von Medialität in ersten Ansätzen zu skizzieren.

## CODA: EIN GENERISCHER BEGRIFF VON MEDIALITÄT

Alles hängt für einen Begriff von Medialität, der *generisch* wäre, und nicht nur *generell*, davon, wie man das Substrat begreift, in dem sich Medialität entfaltet. Wir konnten in den erfolgten Darlegungen zwei Pole ausmachen, von denen ausgehend man die Eigenart von Technik und/oder Medien sowie deren Rolle für den Ort des Lernens und auf dem Schauplatz des Wissens zu bestimmen sucht: erstens die immer nur *negativ bestimmbaren* Verweiszusammenhänge von linguistischen und interpretationsbedürftigen Zeichen, und zweitens die strikt geordneten und *nur positiv bestimmbaren* Verweiszusammenhänge funktionaler und interpretationsfrei berechenbarer Zeichen. Während man Medien gemeinhin mit Ersteren verbindet, so assoziiert man Technik gewöhnlich nahezu ausschließlich mit Letzteren. Demgegenüber wollen wir vorschlagen, Medialität als das nur *operativ-symbolisch fassbare Differential von Zeichensituationen im Allgemeinen* zu konzeptualisieren. Damit läuft man nicht Gefahr, den Begriff des Mediums von einer partikulären Repräsentation symbolgestützter und zeichenbasierter Vorgänge aus zu denken, wie dies etwa im Ausgang an das Buch, die Zeitung, das Fernsehgerät oder irgendeines spezifischen technischen Objektes notwendigerweise geschieht, anstatt vom Prinzip der Genese dieser Vorgänge her.

Bücher sind zunächst eben nur mit Zeichen bedrucktes Papier, das Fernsehgerät ein elektronisches Gerät zur Umwandlung bzw. Decodierung analoger Spannungsänderungen in eine dynamische bildliche Darstellung, und Computer sind elektronische Geräte zur Durchführung von binär-digital encodierten Vergleichsoperationen. So wie das Wasser in den Weltmeeren zunächst nur Wasser und das Gasgemisch darüber nur Luft ist. Für Wale beispielsweise ist Wasser nun aber genauso wenig nur Wasser, wie für uns Luft nur Luft ist. Wir sind wie die Wale in diesen Milieus seit Urzeiten immersiv eingebettet, unsere wie ihre Kommunikation hat sich darin evolutionär entwickelt. Die auf diese Milieus aufgeprägten Schwingungen, die buchstäblich evozierten

Dichteschwankungen<sup>1042</sup>, werden zu Signalen, sobald ein potenzieller Empfänger vorstellbar wird, der dieses Signal gegenüber dem dazu relativ bestimmten Rauschen separieren kann. Dieses Separieren benötigt Modelle über das Medium und über eine subjektiv gegebene Menge von möglichen Signalen, aber es benötigt kein Modell für eine semantische Interpretation. Wir sind hier noch auf der Ebene der technischen, das heißt der vollständig formal bestimmten Information. Signale wiederum werden zu Zeichen, wenn ihre Interpretation innerhalb eines meist mehrschichtigen, kulturell gewordenen Regelwerks erfolgt.

Bereits auf der Ebene der Signale wird dem Milieu eine neue *Eigenschaft* als »tragendes Milieu«<sup>1043</sup> zugeordnet. Der Luft kommt im Zusammenhang mit einem Aussenden von den darin möglichen Dichteschwankungen (etwa beim Sprechen) genauso eine Medialität zu wie im Fall der Wale dem Wasser. Zeichen wiederum entzünden sich nicht im Medium der Luft, vielmehr stellen Signale das Medium für Zeichen dar. Es ist offensichtlich, dass die zunächst physikalischen Besonderheiten tragender Milieus zwar die unmittelbar sich daraus ergebende Medialität im Sinne beschränkender Bedingungen (*constraints*) beeinflussen; mit fortschreitender höherer Schichtung jedoch verlieren sie zunehmend an Einfluss. Ein Wort bleibt ein Wort, egal ob es gesprochen, geschrieben oder in binäre Bits encodiert wird. Es wäre ein kategoriales Missverständnis, würde man nun Luft oder Wasser als das »Medium« für ein »Wort« auffassen. Es ist vielmehr so, dass das tragende Milieu für »Wörter« nicht mehr in einer physikalischen Bestimmung aufgehen kann – jedenfalls nicht im Sinn von Gasgemischen oder anderen nicht explizit symbolisch gefassten »Sensibilia«.

Zunächst scheint es also, als ob ein »Medium« einfach bestimmbar wäre als »tragendes stoffliches Milieu«. Doch bereits hier geht es nicht um das Gasgemisch, sondern um die Dichteschwankungen, die sich zum einen in der Zeit entfalten, zum anderen jedoch Vergleichsoperationen implizieren. Schon das Signal muss vom Rauschen unterschieden werden.<sup>1044</sup> Medialität lässt sich deshalb unmöglich auf die inerte Stofflichkeit oder die triviale Repräsentation als Formalismus begrenzen. Jedes

1042 Mit der Formulierung der »Dichteschwankung« ergibt sich hier die Möglichkeit für einen Übergang in die am Konzept der Wahrscheinlichkeit orientierten Epistemologien über Information. Das Konzept der Dichteschwankung geht Gregory Batesons »Unterschied« voraus und ist deshalb erheblich geeigneter, über Signale und Information zu sprechen, da die Formulierung »Unterschied« bereits einen Interpretieren voraussetzt.

1043 Wir ziehen hier die Formulierung »tragendes Milieu« der Formulierung »vermittelndes Milieu« vor, weil sie weniger doppeldeutig ist.

1044 Genau hier ist Claude Shannons sogenannte Informationstheorie angesiedelt, die nur eine Theorie über die Degradation von Signalen in rauschgefährdeten tragenden Milieus darstellt.

spezifische Medium infundiert semantische Anteile in die in ihm ablaufenden Zeichensituationen, es verkörpert eine Bestimmte Modulierung von Maßgabe. Medialität impliziert ein differentielles Verhältnis zwischen Signal (und den dazu gehörenden Horizonten), seiner Separation qua Interpretation (gemäß unterschiedlicher Sprachspiele) und dem Rauschen innerhalb des tragenden Milieus (als strömender Ereignishaftigkeit). Daher sind Medien nie neutral gegenüber den in ihnen möglichen Signalen, den in der Signalität umhüllten Zeichen und dem sich aus einer Zeichenwelt ergebenden Sinn.

Zu den tragenden Milieus gehören nicht nur Gasgemische. Jede populationsartige Regelmäßigkeit, der eine Dichteschwankung oder eine Wahrscheinlichkeitsschwankung aufgeprägt werden kann, kann als Medium dienen. Damit sind – im gesellschaftlichen Sinn – insbesondere Rituale, Traditionen, aber ebenso Gewohnheiten im Allgemeinen gemeint. Im Fall von Sprachen, die in gewisser Hinsicht sich selbst – performativ – zum Medium machen können, wird die Sache nun etwas komplizierter. Die Trennung von tragendem Milieu, Signal und Zeichen bricht global gesehen zusammen und kann nur lokal in konkret konstruierten Kontexten aufrechterhalten werden.

Die Persistenz solcher Kontexte und der in ihnen aufgehobenen Trennungen ist ihrerseits hochgradig variabel und in der Regel Gegenstand von Verhandlungen. Freilich verlaufen diese Verhandlungen entweder relativ schnell oder sie sind durch ein Dekorament weitgehend vorbestimmt und so in ihrem Ablauf stark vereinfacht. Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, Medialität als das Differential des Zeichens im Allgemeinen aufzufassen. Als Differential ist Medialität selbst also quasi so etwas wie ein »ontologischer Operator«, der nur im Präspezifischen bestimmbar ist. Gleichzeitig ist Medialität mit und wegen dieser operativen Unbestimmtheit im Aktuellen, die wegen ihres konstitutiven Selbstbezugs jedoch im Virtuellen vollkommen bestimmbar ist, ein klimatisches Milieu der Aktualisierungsbedingungen von Neuigkeit: *des Virtuellen der generischen Realität*, die immer schon war und sein wird, die aber, in ihrer reinen Generik, buchstäblich *nichtssagend* ist. Erst das einhüllende Milieu der vermittelnden Aktualisierungsbedingungen des Realen bedingt und ermöglicht die Encodierung und Decodierung von Unterschieden. So wird plausibel, inwiefern Encodierung und Decodierung in Modellen zur Artikulation wurzeln, welche sich jedoch zwischen Absender und Empfänger durchaus massiv unterscheiden können, ohne dass der Signalcharakter der Dichteschwankung oder die Zeichensituation als solche gefährdet wäre.

Die Modelle zur Artikulation verkörpern die vermittelnden Aktualisierungsbedingungen des Realen, und wir beginnen gerade erst damit,

die vermeintliche Konstanz dieser Aktualisierungsbedingungen als *terminierbare Invarianz* zu begreifen. Invarianz lässt sich weder positiv noch negativ bestimmen, sondern nur über Charakterisierungen dessen, was durch beliebige Transformationen in einem Zusammenhang erhalten bleibt. Ihr eigentlicher Gehalt bleibt ein Arkanum (geheimnisvoll). In ihr spielt sich die Virtualisierung von Dialektik ab, welche die strukturellen Plätze von Negativität und Positivität symbolisch zu dramatisieren weiß: Anstelle der Negativität, in der linguistische Verweiszusammenhänge operieren, setzt sie die *symbolische Form des Verhältnisses-an-sich*. Die Position von unmittelbarer Positivität erschließt sich nur über die fantastische Vermittlung eines symbolischen Atomismus, dessen operatives Element – das symbolische *Atom* als operative Referenz für Ähnlichkeit – freilich dasjenige ist, *welches nur gedacht werden kann*. In einer virtualisierten Dialektik ist die symbolische Stofflichkeit die Positivität des Ideellen. Die *Feststellung von Ähnlichkeit* wird damit zum *vermittelnden Akt per se*. Die Vermittlung aber bleibt nicht länger auf die Pole einer konkreten Relation bezogen (etwa Sender und Empfänger, Autor und Leser, Priester und Gläubiger, Experte und Bürger), sondern richtet sich selbstreferenziell an das Geschehen, welches sie, sich selbst vermittelnd, charakterisiert.

Ein Atomismus der Einbildungskraft vermittelt nicht, wie Platos geometrisches Atom (das Dreieck mit seiner irrationalen Diagonalen) unmittelbar messend zwischen den chiasmatisch verschlungenen *Sphären des Intelligiblen und des Sensiblen*. Er vermittelt aber auch nicht den Kreisgang in der Landschaft eines *ringenden Gevierts*, wie Martin Heidegger sich die Innigkeit zwischen der unbeschränkten Mächtigkeit des Kosmos und dem beschränkten, aber lernenden Vermögen des Weltlichen vorstellt. Ein Atomismus der Einbildungskraft vermittelt nur sich selbst und erzeugt damit *das Element, indem sich Sinn verteilen kann* – wir haben es in unserer Einleitung *das Städtische* genannt. Das Städtische entsteht aus der Vermittlung von Kosmos, dem *Ordnen nach Regelmäßigkeit* und Welt, dem *Walten des Dispersen*. Der Charakter des Städtischen ist universell, unendlich großzügig, aber ebenso gebieterisch wie die physische Natur. Als chiffrierte intellektuelle Natur ist der Charakter des Städtischen in all den Weisen gegeben, in denen er sich artikuliert: in den technischen Objekten, von denen jedes die Nachricht von Neuigkeit ist. Das Städtische ist gebieterisch, weil es sich in zahlreichen Imperativen äußert, die alle notwendig und dennoch willkürlich die Entsprechung zu ihrem Diktat fordern. Denn jede Form von Technik verkörpert die Affirmation einer Frage, und Fragen drücken das Verhältnis der Probleme zu den Imperativen aus, aus denen sie hervorgehen. Für eine virtualisierte Dialektik sind die Probleme nicht von einer Entscheidungsgewalt zu lösen. Deleuze formuliert dies als ein »fiat, das uns zu halbgöttlichen Wesen macht, wenn es uns

durchfährt«<sup>1045</sup>. Und er führt aus, wie sich dieses *fiat* zur symbolischen Form des Verhältnisses im Allgemeinen verhält: »Zählt sich der Mathematiker nicht bereits zum Geschlecht der Götter?«<sup>1046</sup> Diese Frage ist nur verständlich, wenn wir uns auf seine Vorstellung von Philosophie als *fantastischen Mathematismus* besinnen. Die Mathematik formuliert Notwendiges, aber *der Charakter der Natur dieses Notwendigen* wird über das quantelnde Faktorisieren und gliedernde Formulieren der mathematischen Sätze erzeugt. Ein fantastischer Mathematismus affirmiert, dass der Charakter des Notwendigen nicht unabhängig von seiner Formulierung schon in der gleichen Weise real war, nur um, einmal verstanden, lediglich abbildend festgestellt zu werden. Er erachtet die Natur des Notwendigen als universell, aber in einer Weise, in der diese Natur vor allem eines hervorbringt: die Entscheidungsgewalt, welche eine Dialektik von Problemen überhaupt erst ermöglicht. Das Atom der Einbildungskraft muss die Anschauung erzeugen, die das Intelligible an einer Idee herauszuschälen vermag. Deleuze beschreibt näher, worin er die Verwandtschaft der Mathematiker mit den Göttern sieht: »In den beiden grundlegenden Verfahren der Adjunktion und Verdichtung wird am höchsten Punkt jene Entscheidungsgewalt, die sich in der Natur der zu lösenden Probleme gründet, ausgeübt, da eine Gleichung ja stets im Verhältnis zu einem vom Mathematiker adjungierten idealen Körper reduzierbar oder nicht reduzierbar wird.«<sup>1047</sup> Ein *adjungierter idealer Körper*, das ist in der algebraischen Gleichungstheorie die durch einen symbolischen Zahlenkörper ermöglichte Symmetriestruktur, in der ein als Gleichung formuliertes Problem seine Lösungen finden kann. »Die idealen Adjunktionskörper, die ein Problem bestimmen, würden dem Willkürlichen ausgeliefert bleiben, wenn der Grundkörper nicht in Resonanz geriete, indem er sich all die durch den adjungierten Körper ausdrückbaren Größen einverleibt.«<sup>1048</sup> Es ist entscheidend zu realisieren, dass jede Form von Technik in einer solchen symbolischen Symmetriestruktur gründet – die Wissenschaft und Kunst des Technischen besteht im Formulieren und im Artikulieren solcher Symmetriestrukturen.

Symbolisch-artikulierbare Symmetriestrukturen sind nicht nur in dem Sinn bedeutungsvoll, als dass sie *wahr oder falsch* sein könnten, und auch nicht in dem Sinn, als dass sie prinzipiell *möglich oder unmöglich* wären. Denn die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit hängt von den Zahlen ab, mit denen wir rechnen können: erst einmal das Erdenken von Zahlen überhaupt, dann jenes der Null, der negativen Zahlen, der Verfahren zur Zahlreihenentwicklung, der Verfahren zum Umgang mit Grenzwerten (Infinitesimalien), der imaginären Zahlen oder eben auch der diversen

1045 Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, S. 251.

1046 Ebenda.

1047 Ebenda.

1048 Ebenda.

algebraischen Zahlkörper (sie werden in der Algebra bezeichnenderweise *Ringe* genannt). Sie alle erschließen immer neue Möglichkeiten zum Faktorisieren, Artikulieren und Formulieren von solchen Symmetriestrukturen – und damit Möglichkeiten für neue Formen des Technischen. Wichtig an diesem Konzept ist also weder die Wahrheit noch die prinzipielle Möglichkeit von bestimmten Symmetriestrukturen, sondern dass sie jeweils eine *Verträglichkeit* verkörpern, die *unterschiedlich vermögend* sein kann. Grundsätzlich gilt: Je abstrakter ein Problem formuliert ist, desto größer ist das Vermögen der Symmetriestruktur, heterogene und widerstreitende Elemente in den Termen der Entsprechungssätze (Gleichungen), deren Lösungen sie verkörpert, miteinander in einer symbolischen Verträglichkeit zu organisieren.

Doch diese Entscheidungsgewalt im Kern der Probleme – von der sich die Dialektik nicht befreien kann und in der ihre Virtualität besteht –, sie ist dennoch nicht unsere eigene. Obwohl der Charakter der Natur des Notwendigen in den Symbolisierungen zum Ausdruck gebracht wird, sind wir als symbolisierende Mathematiker, Techniker, Vermittler einer Natur des Notwendigen unterworfen. Denn die Fragen, die uns durchdringen, entstammen nicht dem Ego, sie gehören zum Sein: » [...] jede Frage ist ontologisch und verteilt ›das, was ist‹, auf die Probleme.«<sup>1049</sup> Einleitend haben wir vorgeschlagen, *ein Sein der Objektivität von Nachrichten* anzunehmen als *ein Sein, das etwas von uns will*. Was dieses Sein von uns will, darüber können wir nur rätseln. Aber wenn wir uns in diesem Rätseln als Rätselnde gewahr sind, können wir darüber eine kritische Distanz gewinnen zu den unmittelbaren Imperativen mathematischer Zeichenverbünde und deren technischen Artikulationen. Wir können die *Singularität des Medialen* auf die *Singularität des Städtischen* beziehen, indem wir beides als *Chiffre* auffassen, deren Decodierbarkeit von dem Vermögen, ihre Encodierbarkeit in fantastisch-mathematischer Weise zu denken, nicht zu trennen ist. Jede Nachricht ist, in diesem Sinne, ein Medium: eine generische Gestalt des Möglichen – des Seins, sofern es etwas von uns will. Darin können wir die Herausforderung dessen verstehen, was es heißt intellektuell und lebendig zu sein.

1049 Ebenda, S.253.